



Theologische Handreichung und Information

für Lehre und Praxis der lutherischen Kirche

Herausgegeben vom Dozentenkollegium des
Lutherischen Theologischen Seminars Leipzig
30. Jahrgang • September 2012 • Nr. 3

INHALT:

1. Gottfried Herrmann: Die neue Gleichgültigkeit – Warum Mission bei uns heute so schwierig ist
2. John Lawrenz: Gottes Gebote einmal anders gesehen

Umschau:

- Was heißt „lutherische Perspektive“? Eine Buchbesprechung (Martin Hoffmann)
 - Begegnung mit der Freimaurerei – Ein persönlicher Bericht (Martin Hohl-Wirz)
 - Vorlesungsverzeichnis des Luth. Theol. Seminars (Wintersemester 2012/13)
-

Brennende Herzen

„Brannte nicht unser Herz in uns, als er auf dem Weg mit uns redete, als er uns die Schrift öffnete?“ (Lk 24,32) Was war das für ein Feuer, das im Herzen dieser Emmausjünger brannte? Es war zuerst das Feuer der Andacht. Sie hörten dem Herrn Christus mit großem Eifer zu, als er ihnen Mose und die Propheten auslegte. Und dann war es das Feuer der göttlichen Freude. Denn als sie Christus am Brotbrechen erkannten, wurden sie darüber herzlich froh. Schließlich war es auch das Feuer brennender Liebe. Denn sie kehrten nun sofort um nach Jerusalem und verkündeten diese frohe Botschaft den anderen Jüngern. Es war inzwischen Abend geworden und wegen des vielen fremden Volkes nicht ungefährlich im Dunkeln zu reisen. Aber das Feuer der Liebe trieb sie, dass sie dessen ungeachtet nach Jerusalem eilten.

Ein solches geistliches Feuer soll auch in uns brennen. Unser Herz soll nicht brennen von bösen fleischlichen Lüsten; es soll nicht brennen vor Begierde nach irdischen Dingen; es soll nicht brennen vor Hass und Neid, sondern [brennen] von der innigen Liebe Christi...

Wie kommen wir aber dahin, dass auch in unseren Herzen so ein himmlisches Feuer angezündet wird? Antwort: Durch die fleißige Betrachtung des göttlichen Wortes, durch das der Heilige Geist in uns wirken will. „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer? spricht der Herr“ (Jer 23,29). Wenn wir uns diesem Feuer nähern, dann wird dadurch das Feuer der Andacht, das Licht des Glaubens, die Flamme der Liebe angezündet. Dann werden wir mit diesen Jüngern zurück eilen nach Jerusalem, das heißt, wir werden ein herzliches Verlangen nach dem himmlischen Jerusalem (Offb 22,17) empfinden, wo wir Christus und alle Auserwählten mit großer Freude sehen werden.

Denn wie das Feuer ein kräftiges Ding ist und nach oben aufsteigt, so wird dieses Feuer der Liebe

und Andacht auch in uns kräftig sein und unsere Herzen in die Höhe zu Gott erheben.

Wie auch diese Jünger, als sie die Kraft der Worte Christi im Herzen gefühlt haben, ihn bitten und nötigen, er solle bei ihnen bleiben, weil es Abend geworden ist, so ist es auch, wenn das Feuer des göttlichen Wortes unsere Herzen recht erwärmt und das Feuer der Liebe in uns anzündet: Dann werden wir ebenso Christus mit ernstem gläubigem Gebet nötigen, bei uns zu bleiben. Wir werden sagen (Jer 14,8): „Ach, Herr, ...du bist der Trost Israels und sein Nothelfer. Warum stellst du dich, als wärest du ein Fremdling im Land und ein Wanderer, der nur über Nacht bleibt?“

Solches Bitten und Nötigen ist unumgänglich, denn es bricht an: 1) der Abend der Trübsal, es kommen finstere trübe Wolken des Unglücks; kein Stern scheint mehr zu leuchten; es ist alles voll Jammer und Elend. 2) der Abend der Kirche; die göttliche Lehre wird verfinstert durch mancherlei Irrtum; Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, wird durch die dicken Wolken falscher Lehre fast verdeckt. 3) der Abend der Welt; es geht mit dieser Welt zu Ende. Darum haben wir zu bitten: „Ach bleib bei uns Herr Jesus Christ, weil es nun Abend worden ist...“ 4) Vor allem aber, wenn der Abend unseres Lebens hereinbricht; wenn sich unsere Tage zum Ende neigen, da sollen wir mit unserem Gebet zu Christus kommen und ihn bitten, dass er bei uns bleiben möge, mitten in der Finsternis des Todes und das Licht des Trostes und Lebens in uns anzünde. Dies will er nach seiner treuen Verheißung auch gnädig tun, wenn wir ihn darum angehen. Ein solches Herz möge er uns aus Gnade geben. Amen.

Johann Gerhard: Postille, das ist Auslegung und Erklärung der sonntäglichen und vornehmsten Fest-Evangelien über das ganze Jahr, 2 Bände, Berlin 1870/71 (nach den Erstausgaben von 1613+1616); Bd. 1, S. 357f Predigt am Ostermontag [dem heutigen Deutsch angepasst]

Die neue Gleichgültigkeit

Warum Mission bei uns heute so schwierig ist

Wenn wir Mission treiben wollen, müssen wir wissen, wer uns gegenüber steht? Wenn wir unseren Glauben an Jesus Christus vor anderen bekennen wollen, sollten wir unsere „Zieladresse“ wenigstens kennen. Wir müssen dazu wissen, was die Menschen in unserer Umgebung denken. Vielleicht scheitern bei uns so viele Missionsversuche, weil wir uns zu wenig um diese Problematik kümmern.

1. Mehr als Zahlenspiele

Nach den letzten Statistiken (2008) gelten in ganz Deutschland noch 51 Mill. als Kirchenmitglieder (26 Mill. Katholiken, 25 Mill. Protestanten). Das sind knapp 64% der Gesamtbevölkerung. Sieht man einmal von den 3-5 Mill. Moslems ab, besteht rund ein Drittel der Bevölkerung (80 Mill.) aus Nichtchristen.

Solche Zahlen geben den Durchschnitt für die ganze Bundesrepublik an. In den einzelnen Bundesländern sieht es sehr unterschiedlich aus. Es gibt Länder, in denen noch mehr als 50% der Bevölkerung zur evangelischen Landeskirche gehören (Schleswig-Holstein, Niedersachsen).

In den ostdeutschen Ländern sieht das anders aus: Zwischen 70% und 80% der Bevölkerung sind völlig kirchlos. Bei einer repräsentativen Allensbach-Umfrage wurde kürzlich u.a. gefragt: „Sind Sie ein religiöser oder gläubiger Mensch?“ Die Frage beantworteten in Mecklenburg-Vorpommern 94% mit Nein, in Sachsen immerhin noch 88%. Interessant wäre es gewesen zu erfahren, als was sich die rund 90% Nein-Stimmen selbst bezeichnen würden. Danach wurde leider nicht gefragt.²

Diese Antworten belegen die harte Realität in unserer Umgebung. Wenn sich 90% unserer Mitbürger nicht für gläubig oder religiös halten, sondern für „normal“, was bedeutet das für unser Dasein als Christen in Ostdeutschland. Die überwiegende Mehrheit unserer Mitmenschen stuft offensichtlich eine religiöse Haltung – ganz gleich welche – als eine Art Hobby oder Spleen ein, als eine eigenartige Neigung!

Wie gehen wir damit um? Wie berücksichtigen wir das bei unserer kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit? Welche Auswirkungen hat das vor allem auf unsere evangelistischen und missionarischen Aktivitäten?

2. Postmoderes Denken – was heißt das?

Die Zeit, in der wir leben, bezeichnet man als sog. „Postmoderne“. Dieser Begriff wurde Ende des 19. Jh. erfunden und soll die nachindustrielle Gesellschaft beschreiben.³ Postmoderne, d.h. es geht um die Zeit **nach** der „Moderne“. Als „modern“ bezeichnete sich die mit der Aufklärung des 18. Jh. angebrochene Epoche.

Was ist in der Postmoderne anders geworden als vorher? Als typische Kennzeichen der postmodernen Zeit gelten folgende Phänomene:

(a) **Toleranz**, Freiheit und grenzenloser Pluralismus; Verlust traditioneller Bindungen jeglicher Art: Jede Form von Bindung – sei es an Religionsgemeinschaften, Parteien, Vereine – geht zunehmend verloren und wird nicht mehr gewollt.

(b) Absage an die Vernunft als Maß aller Dinge (als solches galt sie in der Moderne): Jetzt findet man eher das **Irrationale** (Unvernünftige) interessant.

(c) Ablehnung jedes umfassenden **Wahrheitsanspruches**: Das gilt nicht nur für Religion und Philosophie, für Ideologien, sondern auch gegenüber der Wissenschaft, sogar gegenüber den Naturwissenschaften; vor allem aber gegenüber allen Wertesystemen der Ethik oder Moral. Wer behauptet, in irgendeiner Frage die Wahrheit zu kennen, macht sich als Fanatiker („Fundamentalist“) verdächtig oder gilt zumindest als überheblich.

(d) Bewusste Hinwendung zu **gefühlbetonten** und gefühlsbestimmten Lebenshaltungen

(e) **Aufsplitterung** (Segmentierung) des gesellschaftlichen Lebens in eine Vielzahl von Gruppen und Individuen mit einander widersprechenden Denk- und Verhaltensweisen; Multikulturalismus und Gleichberechtigung aller Segmente der Gesellschaft sind grundlegend für diese Haltung (vgl. Homosexualität, Feminismus, Gender-Mainstreaming).

(f) „**Dekonstruktion**“ (Zerlegung) aller bestehenden Systeme: Aus ihren Teilen wird etwas Neues „konstruiert“. D.h. aus der Fülle bestehender geschlossener Systeme sucht man sich Einzelaspekte heraus, die man gut und akzeptabel findet. Diese verwendet man für sein ganz persönliches Sinnsystem. Im religiösen Bereich entsteht so die individuelle **Patchwork**-Religion (ein bisschen von jedem); im politischen Bereich entwickelt sich der typische Wechselwähler, der das wählt, was er in der jeweiligen Lebenslage gerade für richtig hält.

(g) Hemmungsloser **Individualismus**, der zu einem zunehmenden Unverständnis gegenüber Werten wie Solidarität, Gemeinschaftsgefühl oder Loyalität führt.

Wir sollten uns darüber im Klaren sein, dass dieses postmoderne Denken nicht nur in unserer entchristlichten Umwelt vorherrscht. Es ist inzwischen längst auch in unseren Gemeinden angekommen. Ertappen

¹ Dieser Beitrag stützt sich weitgehend auf folgende Quelle, die eine wertvolle Anregung gewesen ist: Gert Kelter, Christliche Mission in einer postmodernen Gesellschaft; Überlegungen zu den Rahmenbedingungen des christlichen Zeugnisses in einer entchristlichten Gesellschaft unter besonderer Berücksichtigung Ostdeutschlands; in: Luth. Beiträge 16. Jg. (2011), Nr. 1, S. 41-50.

² Zu den historischen Ursachen, die zu dieser Entchristlichung in Ostdeutschland geführt haben, vgl.: Manuel Drechsler, Warum gibt es in Ostdeutschland so wenig Christen? Vortrag beim Sams-tagseminar Hartenstein, März 2011 (Bezug über den Verfasser oder über die Concordia-Buchhandlung Zwickau).

³ Jean-Francois Lyotard verfasste 1979 eine Studie für die kanadische Regierung, in der er erstmals von „Postmoderne“ sprach.

wir uns nicht manchmal selbst bei solchen Gedanken und Verhaltensweisen? Ich hoffe, wir merken es noch!

3. Unser Gegenüber: Der ganz normale Nichtchrist

Es gibt so etwas wie „bekenkende“ Atheisten. In den letzten Jahren machten sie immer wieder einmal von sich reden. Sie ließen einen Bus quer durch Deutschland fahren mit der Aufschrift: „Es gibt keinen Gott“. Sie vertreten ihren Atheismus aggressiv. Im Jahr 2006 gab der englische Philosoph Richard Dawkins ein Buch mit dem Titel „Der Gotteswahn“ heraus, indem er alle Religionen – besonders aber das Christentum – einer vernichtenden Kritik unterzog. Aber solche Leute, die nach einer längeren philosophisch-weltanschaulichen Auseinandersetzung zu erklärten Atheisten geworden sind, bilden heutzutage eher eine intellektuelle Randerscheinung, selbst in Ostdeutschland.⁴

Die große Mehrheit der Menschen in unserer Umgebung sind keine solchen bewussten Atheisten. Sie würden sich auch nicht so bezeichnen. (Sie wissen meist gar nicht was „Atheismus“ sein soll.) Diese ganz „normalen“ Leute halten Religiosität und Sportlichkeit für zwei völlig gleichberechtigte Spielarten menschlicher Eigentümlichkeiten. So wie sich der Eine für Fußball interessiert, ein anderer für Orchideen, so gibt es eben auch Leute, die sich für Religion begeistern.

Die Mehrheit in unserem Umfeld ist sozusagen „religiös unsportlich“. Diese Menschen haben kein inneres Bedürfnis nach Religion oder wenn sie es haben, stillen sie es auf andere Weise.

3.1. Wie sieht ihr Leben aus?

Beruflich vertreten sie das Recht des Stärkeren.⁵ Man muss wissen, was man will, und sich durchsetzen können – zur Not auch mit den Ellenbogen. Im privaten Bereich der Familie schätzen sie Treue und Verlässlichkeit. Aber sie sind dann doch schon zum zweiten oder dritten Mal verheiratet (wenn sie überhaupt noch eine Ehe eingehen), weil Freiheit und Unabhängigkeit für sie auch hohe Werte darstellen. So kann es kommen, dass auch die an sich ganz nette Treue mal auf der Strecke bleibt, wenn es von Vorteil für mich ist.

Diese Menschen kennen durchaus auch so etwas, wie einen „heiligen Schauer“, der über den Rücken läuft. Sie erleben ihn bei Konzerten oder Sportveranstaltungen. Gemeinschaft und Solidarität suchen sie in der Familie oder in der selbstgewählten kleinen Gruppe von Freunden oder Gleichgesinnten, – die aber nicht auf Dauer angelegt sind (z.B. „Lebensabschnittsgefährte“ statt Ehepartner).

Sie kennen auch so eine Art „liturgischen Kalenders“ und bestimmte lebensbegleitende Rituale. Im Januar gehen sie Skifahren; im März wird – wenn

es das Wetter zulässt – im Garten zum ersten Mal gegrillt; am Frauentag oder am Valentinstag kauft man Blumen; am 1. Mai wird das große Feuer angezündet und fröhlich gefeiert; zu Himmelfahrt ist Männertag; im Sommer wird Urlaub gemacht; im Herbst macht man den Garten winterfest; im Dezember ist es dann im Kerzenschein gemütlich und man singt immer noch die schönen nichtchristlichen „Ersatzweihnachtslieder“⁶ aus der DDR-Zeit.

Kurz gesagt: Diese Menschen sind – wenn man sie fragt – völlig zufrieden. Sie vermissen nichts. Als Kirchen haben wir ihnen – zumindest aus ihrer Sicht – nichts zu bieten, was sie nicht anderswo oder anderweitig schon längst zu ihrer Zufriedenheit haben könnten.

Wenn wir unter solchen nichtreligiösen Menschen Mission treiben wollen, müssen wir uns fragen: Gibt es da überhaupt irgendwo Ansatzpunkte für missionarische Gespräche? Wenn ja, wo? Wir sollten uns also bewusst machen, „wie diese Leute ticken“, was sie denken?

3.2. Was denken diese Menschen?

Die allermeisten von ihnen sind nette, anständige Leute. Manche engagieren sich sogar besonders, indem sie Patenkinder in Indien oder Afrika unterstützen. Sie kümmern sich um ihre Enkel. Sie helfen in der Nachbarschaft, wenn Not am Mann ist. Sie setzen auch mal ihren Namen auf die Unterschriftenliste einer Bürgerinitiative zum Schutz unterdrückter Völker oder für besseren Tierschutz.

Wo könnte ein missionarisches Gespräch ansetzen? Sollten wir ihnen sagen, dass wir Christen bessere Menschen sind? Sie würden uns entgegenhalten, dass im Namen Christi Kreuzzüge geführt und Hexen verbrannt wurden; dass Pfarrer Waffen gesegnet haben; dass der Papst gegen Kondome ist und damit die Ausbreitung von AIDS fördert; dass die Kirchen im Dritten Reich und in der DDR dem staatlichen Unrecht nicht genug widerstanden haben usw.

Oder sollten wir lieber vom Tod reden, der jeden Menschen erwartet? Sie würden uns antworten, dass sie davor keine Angst haben, weil dann ja „alles aus“ ist.

Oder sollten wir davon sprechen, dass sie Gott gegenüber für ihr ganzes Leben verantwortlich sind? Sie würden uns sagen: Wenn es diesen Gott überhaupt gibt, wir hätten keine Bedenken, in dieser Prüfung zu bestehen! „Echte“ Sünden haben wir nicht begangen. Und das, was die Kirche „Sünden“ nennt, sind keine. Punkt um!

Bei diesem fiktiven Gespräch sind Gesprächspartner vorausgesetzt, die sich wenigstens oberflächlich schon mit den Inhalten des Glaubens und der Kirche auseinandergesetzt haben. Sie sind dabei offenbar zu einem

⁴ Zur Auseinandersetzung mit R. Dawkins vgl.: Richard Schröder, Die Abschaffung der Religion? Wissenschaftlicher Fanatismus und die Folgen, Freiburg usw. Herder 2008.

⁵ Sog. Sozialdarwinismus: Nur der Fitteste überlebt!

⁶ Beispielsweise „Vorfriede, schönste Freude“; „Sind die Lichter angezündet“; „O Tannenbaum“ usw.

⁷ Beispiel: Als kurz nach der deutschen Einigung einer unserer Pastoren in den westlichen Bundesländern unterwegs war, las eine junge Frau im Vorbeigehen an seinem Auto den Aufkleber „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ Sie blieb kopfschüttelnd stehen und sagte: „Aber ich habe doch gar keinen Streit mit ihm!“

negativen Ergebnis gelangt. Sie weisen das Angebotspaket der Kirche – manchmal nach kurzer Überlegung – dankend zurück. Es kommt für sie als Ganzes nicht in Frage. Sie können mit seinem Evangelium, seinem Trost, seiner Gemeinschaft, Lebensbegleitung oder Werteorientierung einfach nichts anfangen.

Aber das bedeutet nicht, dass sie nicht auch gern auf christliche Werte zurückgreifen, wenn sie sich ihre Weltanschauung selbst zusammenstellen. Sie verwenden dafür alles Mögliche, was sich zur Sinnfindung im Leben anbietet. Da ist selbstverständlich auch Christliches darunter. Man schnürt das Paket des christlichen Glaubens auf und entnimmt, was einem brauchbar erscheint.

In einer weiteren Umfrage (einer Shell-Studie) sagten 69% der befragten Deutschen, sie fänden es gut, dass es die Kirche gibt. Und 57% der Jugendlichen finden es gut, an etwas zu glauben.

Aber diese Leute würden sich selbst deshalb nicht als „religiös“ oder „gläubig“ bezeichnen. Sie sind also nicht die stille Reserve möglicher künftiger Christen. Nein, es gehört ja gerade zu den Kennzeichen des postmodernen Denkens, dass man etwas gut finden kann, ohne es gleich selbst zu übernehmen oder zu praktizieren. Wer zu denen gehört, die es gut finden, dass es die Kirche gibt, der findet es vermutlich auch gut, dass es politische Parteien gibt, oder kluge philosophische Vordenker, oder den Dalai Lama. Man sucht sich aus dem allen einfach das heraus, was gerade passend für die jeweilige Lebenssituation ist.

4. Postmodernes Denken auch in den Kirchen

Kommen wir noch einmal auf die Postmoderne und auf ihre Auswirkungen in den Kirchen zurück. Als Christen leben wir nicht im luftleeren Raum, sondern wir werden von unserer Umwelt beeinflusst, ob wir es wollen oder nicht – eben auch vom postmodernen Denken.

Auch unsere Gemeindeglieder de-konstruieren das Ganze des christlichen Glaubens und rekonstruieren sich daraus das, was man als persönliche Patchwork-Religion bezeichnet. Sie gehen zwar sonntags mehr oder weniger regelmäßig zum Gottesdienst. Aber sie denken nicht im Traum daran, alle Glaubenslehren ihrer Kirche für richtig oder gut zu halten. (Das ist nicht nur bei Katholiken so, sondern auch in unserer Kirche.) Sie finden es nicht inkonsequent oder fragwürdig, zu einer bestimmten Kirche zu gehören, aber gleichzeitig manche von ihren zentralen Lehren oder praktische Folgerungen daraus abzulehnen. Sie finden es gut, dass die Kirche Orientierung gibt und auf Werte achtet, aber sie selbst praktizieren nur **die** Werte, die sie selbst für gut und richtig finden.

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn auch in unseren Gemeinden immer neue Gottesdienstformen oder Veranstaltungen und Kreise gewünscht werden. Der neueste Trend geht übrigens dahin, dass jeder seine eigene Bibelübersetzung benutzt (es gibt in-

zwischen 20 neue deutsche) und diese gern auch in den gottesdienstlichen Lesungen verwendet haben möchte.

Solche Wünsche und Vorschläge sind nicht böse gemeint. Sie stammen auch nicht etwa von penetranten Querulanten in der Gemeinde. Sie zeigen einfach, wie das postmoderne Denken auch bei uns um sich greift.

5. Unsere Aufgabe: Mission heißt Sendung

Bisher waren die christlichen Kirchen der Auffassung, dass man die Menschen in seiner Umgebung durch vernünftige Argumente und persönliche Glaubenszeugnisse davon überzeugen könne, das Sinn- und Wertangebot des christlichen Glaubens zu übernehmen. Von den so Erreichten wurde erwartet, dass sie sich dann taufen lassen, Mitglied einer christlichen Gemeinde werden und lebenslang in dieser Bindung bleiben (Verbindlichkeit ist gefragt).

Die kritische Analyse des postmodernen Denkens zeigt, dass dies offensichtlich nicht mehr funktioniert. Die meisten Menschen in unserer Umgebung werden damit nicht mehr erreicht. Sie entsprechen nicht unseren Erwartungen.

Daran kranken z.B. auch die – oft aus den USA importierten – evangelistisch-missionarischen Methoden der letzten Jahre. Veranstaltungen wie „ProChrist“ werden mit einem enormen finanziellen und personellen Aufwand produziert. Aber sie erreichen nur ganz wenige Einzelne.⁸ Der Aufwand steht in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Die meisten Teilnehmer bei diesen Großveranstaltungen sind schon lange Christen.

Mission heißt Sendung. E. Tiefensee schlägt vor, das einmal ganz wörtlich zu nehmen. Er bringt als Vergleich einen modernen Rundfunksender, z.B. den MDR. Dieser sendet 24 Stunden am Tag, ohne gleich zu erwarten, dass alle, die seine Sendungen empfangen, umgehend „Mitglied“ werden und Spenden dafür geben. Die Aufgabe des MDR ist es nur zu senden.

Gewiss, dieser Vergleich hinkt. Aber im Kern trifft er die Sache. Die Kirche Jesu Christi hat einen Sendungsauftrag erhalten, den Missionsbefehl (Mt 28,19f). Sie hat – ganz unabhängig davon in welchem Umfeld sie lebt – zu bezeugen, dass die Botschaft des Evangeliums eine umfassende Wahrheit anbietet, aus der sich ein bestimmter Sinn des Lebens und bestimmte Wertvorstellungen ergeben.

Das mag **ein** Angebot unter Tausenden sein. Aber als Christen sollten wir dazu stehen, dass das, was wir anzubieten haben, etwas Einmaliges ist, etwas das alle anderen Angebote bei weitem übertrifft.

⁸ Dietrich Bonhoeffer hat schon 1944 sehr kritisch eingeschätzt, dass wir scheinbar einer „religionslosen Zeit“ gegengehen, in der es nur noch „ein paar intellektuell Unredliche“ sind, „bei denen wir religiös landen können. Sollten das etwa die wenigen Auserwählten sein [von denen Jesus spricht]? Sollen wir uns eifernd, pikiert [= gekränkt] und entrüstet ausgerechnet auf diese zweifelhafte Gruppe von Menschen stürzen, um unsere Ware abzusetzen? Sollen wir ein paar Unglückliche in ihrer schwachen Stunde überfallen und sie sozusagen religiös vergewaltigen?“ (in: Widerstand und Ergebung, Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Eberhard Bethge, Gütersloh 1983, S. 132f).

Denn: Bei allen anderen Religionen oder Weltanschauungen geht es immer darum, dass der Mensch die Götter oder Mächte des Schicksals gnädig stimmen muss (durch Opfer, Gebete, Riten oder gute Taten). Bei der Botschaft der Bibel ist es genau umgekehrt. Gott wendet sich uns Menschen gnädig zu. Er schickt seinen Sohn auf diese Erde, damit wir nicht verloren sind.

Das ist unsere Botschaft, nicht mehr und nicht weniger. Als Kirche ist uns nichts anderes aufgetragen, als diese Nachricht zu „senden“. Wie ein Rundfunksender daran interessiert sein muss, dass leistungsfähige Sendeanlagen vorhanden sind und möglichst viele Empfänger erreicht werden, so muss auch die Kirche dafür sorgen, dass ihr Sendeauftrag gut erfüllt wird.

Wir können niemanden zum Glauben bringen oder gar dazu überreden. Das tut allein Gott. Aber wir sollen dafür sorgen, dass die Botschaft von Jesus Christus immer neu angeboten wird, jedem, der sie hören will. Als kleine Kirche müssen wir dabei mit unseren knappen Ressourcen sinnvoll umgehen. Wir können nicht alles auf einmal tun. Aber es gibt heute mehr Möglichkeiten als früher (z.B. im Internet, bei Druckerzeugnissen).

6. Unsere Strategie

Es kann hier nicht darum gehen, detailliert neue Konzepte für Mission vorzustellen. Ich möchte heute nur auf die besondere Problematik unserer postmodernen Umwelt aufmerksam machen. Aber ein paar Hinweise sind am Schluss trotzdem angebracht.

In diesem Umfeld kann es m.E. jedenfalls nicht sinnvoll sein, dass sich die Kirche zurückzieht, Gemeinden und Pfarrstellen zusammenlegt, Kirchgebäude schließt und verkauft. Auf diese Weise beraubt man sich selbst der Wirkungsmöglichkeiten.

In Bezug auf die Missionsstrategie spricht man von der sog. **Komm-Struktur** und **Geh-Struktur**. Die Kirche sollte nicht nur „zu Hause sitzen“ und darauf warten, dass Gäste zu ihr kommen (z.B. zum Gottesdienst). Sie muss auch hinausgehen in die Welt und dort ihr Angebot verbreiten. Beides gehört zur Mission. Wir sollten nicht Eines gegen das Andere ausspielen. Beides kann missbraucht werden: Eine Gemeinde, die nur im eigenen Saft schmort, und mit sich selbst so zufrieden ist, dass sie Gäste nur als Belästigung empfindet, ist das eine Extrem, was wir vermeiden sollten. Aber auf der anderen Seite wirkt das „paarweise Klinkenputzen“ der Zeugen Jehovas oder Mormonen in unseren Breiten auch eher abschreckend als einladend.

Gefragt ist das persönliche Gespräch, die Bereitschaft auf Fragen zu antworten und vom eigenen Leben als Christ im Alltag zu erzählen. Das ist die Strategie, die schon in der Zeit des Neuen Testaments (und zu allen Zeiten der Kirche) gute Erfolge erzielt hat. Wir sollten dazu wieder einmal lesen, wie Jesus seine ersten Jünger gefunden hat (Joh 1,35-51). Erst wird

über den Glauben gesprochen, dann folgt – wenn Gott will – irgendwann auch der Wunsch, mehr davon zu hören und zu sehen, z.B. im Gottesdienst. Wir erleben es immer wieder, dass unsere nichtchristlichen Mitmenschen unsere Taten und Verhalten mehr zur Kenntnis nehmen als unsere Worte. Mir scheint, durch eine gute „alternative“ Lebensführung kann man bei uns am ehesten positive Anstöße geben und ein Nachdenken auslösen.

Von dieser „Methode“ sind keine spektakulären Massenbekehrungen zu erwarten. Aber wenn der Herr Christus seine Nachfolger auffordert, als „Licht der Welt“ und „Salz der Erde“ zu wirken, dann geht es da offensichtlich mehr um Qualität als um Quantität (Menge). Bekanntlich ist Salz ein gutes Würzmittel, wenn es dosiert eingesetzt wird. Salzklumpen in der Suppe findet keiner angenehm. Wenn Christen geballt (in Klumpen) auftreten, scheint das leider auch manchmal so zu sein. Das sollten wir vielleicht einmal bedenken, wenn wir nach unseren Gottesdiensten eifrig ins Gespräch untereinander vertieft, vor der Kirchentür stehen (Klumpen bilden), während Gäste sich wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen.

7. Inhaltliches Profil ist gefragt

Die Erkenntnis, dass wir in einer postmodernen Umwelt leben, ist nicht neu. Das haben die meisten Kirchen schon längere Zeit begriffen. Aber wie gehen wir mit dieser Erkenntnis um.

Mein Eindruck ist, die meisten Kirchen ziehen aus dieser Beobachtung die falschen Folgerungen. Man meint, die biblische Botschaft müsse heutzutage möglichst leicht verdaulich, mundgerecht und zeitgemäß angeboten werden, damit sie den postmodernen Menschen nicht verschreckt. Alle provozierenden Anstöße oder unpopulären Aussagen der Bibel werden umgangen oder „weichgespült“.

Nun ist es zweifellos richtig und wichtig, dass wir den gesellschaftlichen Realitäten ins Auge sehen. (Dieser Vortrag sollte dazu beitragen). Sich der Wirklichkeit zu stellen, kann aber gerade nicht heißen, sich um jeden Preis anzupassen und „mit den Wölfen zu heulen“. Der uns umgebende Pluralismus der Meinungen und Religionsmodelle erfordert ein klares Profil, ein klares Wiedererkennungsmerkmal (in der Wirtschaft nennt man das *corporate identity*). Wenn eine Kirche unterscheidbar und wiedererkennbar sein will, darf sie gerade nicht nur das verkündigen, was alle sagen. Sie muss nicht zu jeder Zeitfrage „ihren Senf dazu geben“. Sie sollte vielmehr darauf achten, dass sie ihre Botschaft **nicht** in einer Art und Weise verkündigt, die sie verwechselbar macht. Was überall die Spatzen von den Dächern pfeifen, „lockt niemanden hinter dem Ofen vor“ (heute muss man sagen: aus dem Sessel vor dem Fernseher).

Vor allem ist in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass Inhalt und Form der christlichen

Botschaft nicht einfach voneinander zu trennen sind. Das ist ein beliebter und weitverbreiteter Trugschluss, der auch aus der Umwelt in die Kirche gelangt ist. Nicht selten hängt an einer Form auch ein bestimmter Inhalt.

Wir sollten das im Blick behalten, wenn es z.B. um die Gestaltung unserer Gottesdienste oder Kirchenmusik geht. Man muss nicht jedem Modetrend hinterher hecheln. Vor allem ist zu fragen, was nichtchristliche Gäste erwarten, wenn sie etwa einen Gottesdienst besuchen. Sind das wirklich die gitarrenbegleiteten Jugendlieder, die netten ganz persönlich auf den Verfasser zugeschnittenen Gebete; oder ein Pfarrer, der sich wie ein Moderator durch die Veranstaltung witzelt?

Als lutherische Kirche haben wir einen liturgisch geprägten Gottesdienst, der über Jahrhunderte geformt worden ist. Daran dürfen Verbesserung vorgenommen werden. (Dies geschieht bei uns seit einigen Jahren, indem z.B. die Gebetstexte, Lesungen und Glaubensbekenntnisfassungen bearbeitet werden.) Wir sollten aber das Bewährte nicht einfach leichtfertig über Bord werfen, weil wir denken, es sei alles besser, was anders ist. Aber natürlich ist es auch nötig, die verwendeten Formen immer wieder zu erklären und damit verständlich zu machen.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob wir uns im Blick auf mögliche Gäste in unserer Kirche (z.B. in den Gottesdiensten) nicht oft etwas vormachen. Wir neigen aus Mangel an Selbstbewusstsein oder auch aus schlichter Weltfremdheit dazu, uns den

„typischen Nichtglaubenden“ zu konstruieren. Wir meinen dann, solche Gäste würden eine super angepasste, jederzeit top-aktuelle Show („Performance“) erwarten, wenn sie über die Schwelle unserer Kirche treten. Aber ist das wirklich so? Könnte es nicht eher umgekehrt sein? – und dafür sprechen Befragungen von Neuaufgenommenen. Könnte es sein, dass Nichtglaubende in der Kirche eher eine Garantin für Kontinuität sehen, gerade in einer sich ständig wandelnden und unberechenbar, unüberschaubar gewordenen Welt? Dass deshalb hier manches anders klingt und abläuft als draußen vor der Kirchentür? Dass sie sich vielleicht insgeheim sogar nach so etwas sehnen?

Aus diesem Grund erscheint es mir ratsam, dass die Kirche (auch unsere) „ihr Heil“ nicht darin sucht, sich möglichst stark an die uns umgebende Kultur anzupassen. Was wir zu bieten haben, ist eine Art „Gegenkultur“ mit alternativen Lebensformen (z.B. in Bezug auf Ehe oder Geschlechterverhältnis oder Erziehung). Das zu praktizieren, wird keine Begeisterungstürme auslösen und manchen Widerspruch hervorrufen, und ganz sicher nicht zu einem sprunghaften Wachstum führen. Aber es könnte sein, dass das die einzig sinnvolle Weise ist, unserer Sendung (Mission) in dieser postmodernen Umgebung gerecht zu werden.

Der dreieinige Gott helfe uns, die Zeichen unserer Zeit zu erkennen.

Gottfried Herrmann

(Vortrag, gehalten vor der ELFK-Pastoralkonferenz in Chemnitz 16.6.2011 und beim Samstagseminar 10.9.2011 in Jüterbog; der Verfasser ist Dozent für Kirchengeschichte am Luth. Theol. Seminar in Leipzig)

Gottes Gebote einmal anders gesehen

Das, was wir gewöhnlich die „Zehn Gebote“ nennen, heißt im Hebräischen einfach „Die zehn Worte“. In der Bibel werden diese „Worte“ nirgends von 1 bis 10 nummeriert. An den beiden Stellen, an denen sie uns überliefert sind (2Mose 20 und 5Mose 5) finden sich eher zwölf als zehn Aussagen über Gottes Willen. Die verschiedenen christlichen Kirchen zählen deshalb die „Zehn Gebote“ unterschiedlich. Die Juden haben ihre eigene Zählung, die anders ist als die der Evangelikalen. Und diese wieder unterscheidet sich von der der Lutheraner, die aber von den römischen Katholiken und den orthodoxen Ostkirchen geteilt wird.⁹ In der Tat gibt es in der Bibel keine verbindliche Nummerierung der Gebote.¹⁰ Außerdem sind unser 9. und 10. Gebot in

2Mose 20,17 und 5Mose 5,21 unterschiedlich formuliert.¹¹

Bei den „zehn Worten“ geht es offenbar darum, dass die Zahl 10 im biblischen Sprachgebrauch Vollständigkeit ausdrückt. Gott fasst in diesen „Worten“ seinen Willen zusammen: Die Menschen sollen Gott lieben und ihren Nächsten ebenso. Der erste Satz dieser „Worte“ sagt, dass Gott Israel aus Ägypten geführt hat. Er tat dies allein aus göttlicher Gnade. Dieser Satz ist so etwas wie der Schirm, der sich über die folgenden Worte spannt. Dann folgen weitere elf Worte. Im Hebräischen wird gern das Wichtigste in die Mitte gerückt. Bei den folgenden elf Worten steht das im Mittelpunkt, was wir das 5. Gebot nennen. Der himmlische Vater ist unser Schöpfer. Er ist es auch, der uns durch seinen Sohn das **Leben** neu schenkt. Durch das Wirken des Heiligen Geistes garantiert Gott allen an ihn Glaubenden ewiges Leben. Gott gibt das Leben. Uns Menschen steht es deshalb nicht zu, das Leben eigenmächtig einzuschränken, zu verletzen oder zu begrenzen.

⁹ A) Bei den **Juden** wird die Einleitung („Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt hat“) extra gezählt. Sie ziehen aber die beiden Bestimmungen gegen den Götzendienst (unser 1. Geb. und das Bilderverbot) zu einem Gebot zusammen; ebenso die beiden Worte zum Begehren (unser 9.+10. Geb.). – B) Die **Evangelikalen** und Calvinisten zählen die Einleitung nicht mit. Sie unterscheiden aber die beiden Götzendienst-Verbote (unser 1. Gebot und das Bilderverbot) und fassen die Begehren-Verbote (unser 9.+10. Geb.) in einem zusammen. – C) Die **Lutherische** und die Katholische Kirche zählen die Einleitung nicht mit. Sie fassen die beiden Götzendienst-Verbote (unser 1. Geb. und das Bilderverbot) in einem zusammen und unterscheiden dafür die beiden Begehren-Verbote (unser 9.+10. Geb.).

¹⁰ Es entspricht also nicht den Tatsachen, wenn gelegentlich von evangelikaler (und kalvinistischer) Seite behauptet wird, es sei die „biblische“ Zählung der Gebote, wenn das Bilderverbot als 2. Gebot gesondert gezählt wird. (Anm. der THI-Redaktion)

¹¹ 2Mose 20,17: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat. (Luthers Katechismus folgt dieser Fassung.)

5Mose 5,21: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was sein ist.

Wenn wir von dieser Mitte der Gebote ausgehen und nach außen hin fortschreiten, stoßen wir auf eine interessante Symmetrie. Auf beiden Seiten stehen sich immer Worte gegenüber, die sich inhaltlich entsprechen. In der einen Richtung (nach vorn) geht es darum, dass wir Gott für alles das ehren, was er uns direkt von oben gibt. In der anderen Richtung ehren wir Gott dadurch, wie wir mit anderen Menschen auf dieser Erde umgehen.

Als Nächstes nach dem Leben schützt Gott die menschliche **Gemeinschaft**. Gott hat diese menschliche Gemeinschaft geschaffen, indem er uns Vater und Mutter gab, die wir ehren sollen (4. Gebot). In diesem Leben geben wir Gott die Ehre, indem wir die Familie als seine besondere Gabe achten und in der Ehe selbst Vater und Mutter werden (6. Gebot). Außerhalb der Ehe Kinder zu zeugen, ist lieblose Verachtung der Ehe als Gottes Ordnung für uns Menschen. Gleiches gilt für alle Arten von Perversionen im sexuellen Leben. Gott möchte, dass Männer und Frauen gemeinsam die Gabe des Lebens empfangen.

Nach Leben und Gemeinschaft kommt die **Ruhe**. Gott schenkt uns Ruhe direkt durch Jesus, der sich selbst als Herrn über den Sabbat bezeichnet (3. Gebot). „Sabbat“ ist das hebräische Wort für Ruhe. Die Israeliten sollten sich an sechs Tagen in der Woche ihren Lebensunterhalt durch fleißige Arbeit verdienen. Am siebenten Tag hatte Gott ihnen Ruhe verordnet, damit sie sich an den erinnern, der sie geschaffen (2Mose 20,11) und aus Ägypten geführt hat (5Mose 5,15). Wer sich an Gottes Verheißungen und seinen Heilsplan erinnert, der findet Ruhe in dem, was Jesus uns gibt: Vergebung der Sünden und ewiges Leben. Ein solcher Mensch kann dann auch zufrieden sein mit dem, was Gott ihm durch ehrliche Arbeit gibt. Er hat es nicht nötig, anderen etwas zu stehlen, weil er Ruhe und Geborgenheit in Gott gefunden hat (7. Gebot).

Nach der Ruhe folgt als nächstes Thema die **Wahrheit**. Gott ist die Quelle alles dessen, was wahr ist. Was er über sich selbst offenbart, ist nichts anderes als „sein heiliger Name“. Wir ehren Gottes Namen, wenn wir nichts zu dem hinzufügen, was er offenbart hat und auch nichts davon weglassen (2. Gebot). Gott will, dass wir in gleicher Weise auch auf den guten Ruf unserer Mitmenschen achten. Wir sollen untereinander nicht durch Lügen oder Betrug die Wahrheit verletzen (8. Gebot).

Was kommt zwischen dem Gebot, Gottes Namen zu ehren, und dem Gebot, keinen anderen Gott haben? Hier steht ein Wort, dass verbietet, sich Götzenbilder zu machen (Bilderverbot). Der wahre Gott ist überall gegenwärtig. Er erfüllt mit seiner Gegenwart das ganze Universum. Der in Sünde gefallene Mensch versucht, die göttliche Gegenwart an bestimmten Gegenständen aus Holz, Stein oder Metall festzumachen. Oder er hält etwas anderes für wichtiger als Gott. Gott will nicht auf so eine Weise eingeschränkt werden. – Auf der anderen Seite fehlt es dem Menschen an Wertschätzung gegen-

über seiner eigenen **Lebenswelt**. Gott gibt uns einen Platz auf dieser Erde, an dem wir leben können, wo wir zu Hause sind. Dieser Platz soll nicht Gegenstand sündigen Begehrens durch andere sein (9. Gebot).

Und was kommt schließlich jenseits von Leben, Gemeinschaft, Ruhe, Wahrheit und Lebenswelt? Das ist das **Verhältnis**, das wir gegenüber Gott (1. Gebot) und gegenüber den Menschen in unserer Umgebung haben (10. Gebot). Wir müssen zugeben, dass Gott es ist, von dem wir alles empfangen: Leben, Gemeinschaft, Ruhe, Wahrheit und Lebenswelt. Und er ist ein eifersüchtiger Gott, der nicht bereit ist, seine einzigartige Beziehung zu uns mit irgendjemand anderem zu teilen. Gott ist auch der Urheber aller anderen Beziehungen, die wir in diesem irdischen Leben haben. Da sind eingeschlossen unser Ehepartner, die Menschen, mit denen wir arbeiten, auch unsere Tiere. Begehren bedeutet, dass man etwas haben will, was Gott einem nicht gegeben hat. Er verbietet uns alle unheiligen Wünsche, durch die wir in gottgegebene Beziehungen zwischen anderen Menschen eingreifen.

In ihrer vollkommenen Ausgewogenheit waren die „zehn Worte“ eine Predigt von Gesetz und Evangelium¹² für das Israel des Alten Testaments. Sie sollten den Herrn, ihren Gott, „lieben von ganzem Herzen, mit ihrer ganzen Seele und mit aller ihrer Kraft“. Warum? Weil Gott sie zuerst geliebt hat! Jesus nennt diese Wahrheit das wichtigste Gebot für jedermann. Und es ist ebenso sein Wille, dass wir einander lieben. Diese beiden sind die einzigen Gebote, die in der Bibel nummeriert werden (Mt 22,37-39). Das Konzept der Liebe mit seiner Anwendung auf das Leben, die Gemeinschaft, die Wahrheit, die Lebenswelt und die menschlichen Beziehungen wird im Neuen Testament bestätigt, allerdings ohne die Einzelheiten, die speziell für Israel bestimmt waren. Wir ehren z.B. unsere Eltern in der Hoffnung auf ein langes Leben (Eph 6,3), nicht weil wir lange in dem Land leben wollen, das Gott dem alten Israel als Erbteil gegeben hatte. Für Israel war ein bestimmter Tag dazu bestimmt, über die Quelle echter Ruhe nachzudenken (Sabbat). Wir Gläubigen des Neuen Testaments haben die Freiheit zu wählen, an welchem Tag wir die Ruhe Gottes feiern.

Die Juden zählten 613 Gebote in den 5 Büchern Mose. Viele von diesen beziehen sich auf die besondere Rolle, die Gott seinem Volk Israel im Heilsplan gegeben hatte. Die Israeliten waren von Gott für diesen bestimmten Zweck auserwählt. Sie sollten Gott dienen und ihn gleichzeitig vor den Völkern verherrlichen. Bei den Juden hat man die 613 Vorschriften in 248 Gebote und 248 Verbote unterteilt.¹³ Wie soll man als Christ mit diesen Bestimmungen umgehen? Auf der einen Seite hat Gott

¹² Das Evangelium kommt vor allem durch die Einleitung der Gebote („Ich bin der Herr, dein Gott...“) zum Ausdruck, die wie ein Schirm alles Folgende überspannt. Sie redet von Gottes Liebe und Fürsorge für uns. (Anm. der THI-Redaktion)

¹³ Im englischen Original ist fälschlicherweise von 365 positiven und 248 negativen Geboten die Rede. Vgl. aber: Strack/Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, München 1994, Bd. I, S. 900. (Anm. der THI-Redaktion)

die Gläubigen des Neuen Bundes davon befreit, all die besonderen Gebote zu halten, die er Israel als seinem Volk zur Pflicht gemacht hatte (Kol 2,16f). Auf der anderen Seite können wir in den 613 Geboten Gottes Liebe gegenüber Israel am Werk sehen. Die wichtigsten von ihnen beziehen sich direkt auf die große Gabe der Liebe Gottes: auf das stellvertretende Leiden und Sterben von Jesus Christus. Das Passa und die anderen blutigen Opfer sind z.B. ein deutliches Vorabbild von Jesus als „dem Lamm, das der Welt Sünde trägt“ (Joh 1,29).

Gottes Liebe zu Israel, die er in der Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten unter Beweis stellte, bildet den Rahmen für die „Zehn Worte“ in 2Mose 20 + 5Mose 5. Seine Liebe bestimmte Israels ganze Existenz. Durch dieses Volk brachte er seinen Sohn in unsere Welt. Im Alten Testament wird Israel an manchen Stellen „Gottes Sohn“ genannt (z.B. 2Mose 4,22; Jes 44,21; Hos 11,1). Als Volk wurde es von Gott verurteilt, weil es den Bund gebrochen hatte, den Gott durch Mose gab. Was Israel nicht leisten konnte, das hat Jesus Christus erfüllt.

Keiner außer Jesus hat je Gottes Gebote gehalten. Deshalb können die Menschen nicht dadurch gerettet werden, dass sie das Gesetz tun. Vielmehr hat Jesus Gottes Gesetz erfüllt, um uns zu retten. „Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubt, der ist gerecht“ (Röm 10,4). Gottes Gebote im Alten Testament ließen die Menschen ihre Sünde erkennen. Israels Verhalten zeigte, dass wir einen Heiland brauchen. Die Gebote gaben Israel aber auch die Möglichkeit, Gott zu verherrlichen und ein Licht für die Heiden zu sein. Gottes Gebote haben für uns denselben dreifachen Zweck: Sie (a) lassen uns unsere Sünde erkennen; (b) sie zeigen uns, dass wir einen Heiland brauchen und (c) sie können uns als Maßstab dienen für ein dankbares Leben im Glauben an den Sohn Gottes. John C. Lawrenz

(Originaltitel „A fresh way to look at God's commandments“, aus: Wisconsin Lutheran Quarterly 109 [2012], Nr. 3, S. 206-208; der Verfasser ist Professor am Asiatischen Lutherischen Seminar der WELS in Hongkong; Übersetzung mit freundlicher Erlaubnis des Autors: G. Herrmann)

• UMSCHAU •

Was heißt „lutherische Perspektive“?

Vorbemerkung:

Im Jahr 2010 ist beim Martin-Luther-Verlag Erlangen ein Buch von Hans Schwarz unter dem Titel „Der christliche Glaube aus lutherischer Perspektive“ erschienen (273 S., 16,00 €). Es wurde vom Martin-Luther-Bund herausgegeben. Der Verfasser (geb. 1939) war zuletzt Professor für Evangelische Theologie an der Universität Regensburg und hat mehrfach auch im Ausland gelehrt (Columbus/Ohio, Rom, Prag).

Sein Buch gibt einen interessanten Einblick in das, was man heute unter „lutherischer Theologie“ versteht. Wir wollen das im Folgenden zeigen, indem wir die beiden ersten Kapitel „Luthers zentrale Erkenntnis“ und „Voraussetzungen für den Glauben“ kritisch beleuchten.

Es ist kein Zufall, dass im Titel des Buches nicht von lutherischer „Theologie“ geredet wird, sondern von „Perspektive“. Im Vorwort (S. 9f) macht Schwarz (S.) klar, dass nach seiner Ansicht das lutherische Verständnis der biblischen Wahrheit nur als **eine** Sichtweise derjenigen Wahrheit anzusehen ist, die gleichermaßen auch von anderen Konfessionen in den Blick genommen wird. Damit gibt er von vorn herein den Anspruch der lutherischen Kirche und ihrer Bekenntnisse auf, die biblische Wahrheit korrekt zu bezeugen – im Unterschied zu den Verzeichnungen anderer Konfessionen.

1. Einleitung (11-23): Luthers zentrale Erkenntnis

Hier wird zunächst beansprucht, in „zentralen Einsichten“ die reformatorische Entdeckung Luthers zu beschreiben: „Gott ist Gott“ (12-14), „Gott belohnt

uns nicht“ (14-16), „Gott erschafft aus dem Nichts“ (16-19), „Gott hat uns sein Herz gezeigt“ (19-21) und „Christus als Leiter zu Gott“ (21-23).

1.1. Gott ist Gott

S. meint, in der Reformationszeit habe es an der Erkenntnis gefehlt, dass Gott im Verhältnis zu uns Menschen der unendlich Andere ist (vgl. Karl Barth). Dies habe dazu geführt, dass man sich zu Luthers Zeit mit der Frage nach dem „gnädigen Gott“ herumgeplagt habe. Wenn man die Andersartigkeit Gottes, der mit menschlichen Maßstäben und Werken nicht fassbar ist, anerkenne, erübrige sich diese Frage. Sie rühre aus der irrigen Auffassung her, Gott sei einer wie wir und könne von Menschen manipuliert werden. Luther habe gespürt, dass er Gott nicht durch menschliche Manipulation gerecht werden kann: „denn er war ein Mensch, und Gott war wirklich Gott“ (13).

Hier wird offensichtlich von S. die Erkenntnis moralischer Verfehlung umgedeutet in eine Empfindung menschlicher Kleinheit gegenüber Gott – verbunden mit dem von vorn herein zum Scheitern verurteilten Versuch, Gott zu manipulieren. Mir ist schleierhaft, wie dies als **die** reformatorische Erkenntnis Luthers ausgegeben werden kann.

Auf der anderen Seite klingt bei S. manches dann auch wieder sehr lutherisch: „Luther schloss daraus, dass es nichts gibt, was wir tun können, um Gott gnädig zu stimmen. Kein Gebet, keine guten Werke, keine Gottesdienste, keine Wallfahrten... würden genügen, um Gott gnädig zu stimmen“ (13).

Allerdings kommt bei S. Unrecht und Schuld als Pendant zu „Gnade“ in diesem Zusammenhang gar

nicht vor. Da spricht er nur von dem großen Abstand und dem vergeblichen Versuch, Gott manipulieren zu wollen.

1.2. Gott belohnt uns nicht

Gegen diese generelle These ist aus biblischer Sicht zunächst einmal einzuwenden, dass an mancher Bibelstelle von Gottes „Lohn“ gesprochen wird, nicht nur negativ im Sinne von Strafe, sondern auch im positiven Sinn als Zuwendung von Gutem. Dementsprechend wäre zu erörtern, wie der Begriff „Lohn“ jeweils zu verstehen ist.

Das, was S. mit dieser These dann aussagen will, ist zunächst nicht falsch: *„Wenn Gott Gott ist, dann erwartet er, dass wir ein gottgefälliges Leben führen, dass wir uns so verhalten, wie er es als Schöpfer vorgesehen hat“* (14f). Damit kommt er nun doch noch auf das „Defizit“ zu sprechen, das wir Menschen in Gottes Augen haben („verfehltes Leben“).

Im Grunde erörtert er damit den Fakt der Sünde, allerdings ohne diesen Begriff zu gebrauchen. Abgesehen von referierenden Aussagen über Luthers reformatorischen Durchbruch (Röm 1,16f) wird die Frage nach dem gerechten, strafenden Gott nicht gestellt. S. selbst arbeitet nur das Defizit heraus, das wir Menschen – gemessen an Gottes Erwartung – haben, das Defizit also, das aus unserer unvergleichlichen Kleinheit und unserem Unvermögen gegenüber Gott herrührt.

Dementsprechend wird die Tatsache der Sünde (um die es hier ja geht) lediglich als Defizit des unterlegenen Geschöpfes, nicht aber als Bosheit bzw. Feindschaft gegen Gott behandelt. S. schreibt: *„Wenn wir die Sache überdenken, sind wir so in unserem Existenzmangel und in unserer Unterlegenheit zu Gott gefangen, dass wir von Gott nichts als Zurückweisung erwarten könnten.“*

Damit in diese Aussage nicht zu viel traditionell lutherisches Gedankengut hineingelesen wird, ist zu beachten, was S. wenig später hinzufügt: *„Es wäre ein Missverständnis und gegen alles, was wir bisher gesagt haben, wenn wir meinen, dass Luther uns ermuntern würde, auf die Knie zu fallen und Gott um Vergebung zu bitten oder darum zu bitten, uns anzunehmen“* (16)!

1.3. Gott erschafft aus dem Nichts

Der Weg zueinander von Gott und Mensch kann nach S. niemals vom Menschen aus beschritten werden, weil wir ihm nichts anbieten könnten und bei allem unsicher sein müssten, ob es wirklich das Richtige auf diesem Weg wäre.

In diesem Zusammenhang (wieder als Referat von Luthers Anschauung) kommt er nun auch einmal auf den Begriff „Sünde“ zu sprechen: *„Im Gegensatz zu vielen naiven Menschen war Luther ein Realist, der erkannte, dass wir uns nicht selbst aus dem Sumpf der Sünde befreien können. Befreiung ist allein Gottes Werk“* (16f). Allerdings findet sich auch hier wieder kein Hinweis auf Sünde als Bosheit und Feindschaft gegen Gott (Röm 8,7).

Die Überwindung der Kluft zwischen dem defizitären Menschen und Gott geschieht ganz allein von Gott aus. Das charakterisiert S. durch den Satz *„Gott erschafft aus dem Nichts“*. Dabei referiert er wieder seine Sicht Luthers: *„Aber Luther entdeckte, dass Gott nicht so handelt [d.h. durch Stellen von Vorbedingungen]. Gott erschafft aus dem Nichts. Gottes Gerechtigkeit besteht darin, dass er durch den Glauben aus dem Glauben schafft. Gerechtigkeit wird uns ohne Vorbedingung zuerkannt. Sie wird uns zugestanden, indem Gott uns in ein neues Verhältnis zu sich stellt. Auf die gleiche Weise, wie Gott die Welt schuf, ohne Vorbedingung, errichtet Gott eine neue Schöpfung durch Erschaffung eines neuen Volkes Gottes“* (17).

Neben der etwas ungewöhnlichen Formulierung *„Schöpfung aus dem Nichts“* für die Erlösung und Heiligung von Gottes Volk fällt auf, dass S. Christus als Sühnopfer in diesem zentralen Zusammenhang gar nicht erwähnt. Ist das Zufall oder verbirgt sich mehr dahinter?

Im traditionell lutherischen Sinn bestimmt er im Anschluss daran die guten Werke als reine Frucht unserer Erlösung, nicht aber als deren Ursache oder Mit-Ursache.

Nun stellt S. die Frage: *„Aber woher wissen wir nun, dass Gott barmherzig ist? ...Ist dies nicht... eine Einbildung, eine Erfindung des menschlichen Gehirns?“* (18). Nach dem (fragwürdigen) Hinweis: *„Dass Gott Gott ist und uns deshalb unendlich überlegen, dass Gott alles aus dem Nichts erschafft, dass wir niemals Gott erreichen können, sondern dass nur Gott den Graben zwischen sich und uns überbrücken kann, diese Erkenntnisse können auch in anderen Religionen gefunden werden“* (18f), schließt er den Abschnitt so: *„Diese Erfasslichkeit Gottes [d.h. dass er mir freundlich entgegenkommt] geschah in Jesus Christus, denn in ihm hat uns Gott sein Herz gezeigt“* (19).

1.4. Gott hat uns sein Herz gezeigt

Zunächst benennt S. klare biblische Tatsachen (wo allerdings noch endgültig zu klären sein wird, wie er sie versteht): *„In Jesus kamen das Endliche und das Unendliche zusammen. Durch Gottes Handeln wurde der unendliche qualitative Unterschied zwischen den Menschen und Gott überbrückt“* (19). *„Im Jesuskind kam der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt zu uns“* (19). *„Christus ist unser Retter. Er wird uns aus der Knechtschaft der Sünde befreien und uns das Himmelstor öffnen“* (19).

S. lässt diese Aussagen, die den Unterschied in der Gotteserkenntnis zwischen den Religionen und dem Christentum ausmachen sollen, in die Wiederholung münden: *„Diese [die Religionen] haben achtbare Erkenntnisse, wie Gott im Allgemeinen ist, aber nur in Jesus Christus haben wir die Erkenntnis, wie Gott uns gegenüber ist. Durch Jesus Christus sehen wir, dass Gott ein gnädiger Gott ist, der uns einlädt, ihm zu vertrauen, und dass Gott nichts auslässt, um uns von der Endlichkeit und menschlichen Selbsttäuschung zu erretten“* (20).

S. kommt nun auf das Zentrum des Glaubens zu sprechen: *„Dabei ist das Kreuz Christi der herme-*

neutische Schlüssel zu Gottes Erlösungsgeschichte und besonders zum Christusergebnis“ (20). S. erläutert u.a.: „Das Kreuz zeigt... Gottes charakteristischen Weg der Schöpfung aus dem Nichts“ (20). Dabei charakterisiert er Luthers Kreuzestheologie als „praktische Theologie“ im Unterschied zu „spekulativer oder theoretischer Theologie“. Er verweist darauf, dass Luther im 2. Artikel der Credo-Erklärung sofort nach dem Bekenntnis zu Gottheit und Menschheit Jesu „diese ‚zweifache Natur‘ in ihren unmittelbaren Auswirkungen für die Erlösung erläutert. Die Erlösung wird vollbracht durch das unschuldige Leiden und den Tod Christi“.

Das klingt für „lutherische Ohren“ vertraut. Doch dann wird man stutzig, wenn S. fortfährt: „Die Betonung des Kreuzes ist keine negative oder eine Theologie des Absurden, dass etwa Jesus leiden und sterben musste. Ganz im Gegenteil, sie ist realistisch, denn sie zeigt die charakteristische Arbeitsweise Gottes. Während niemand annehmen würde, dass etwa Gutes entstehen könnte, wenn jemand von allen Freunden verlassen am Kreuz stirbt, wurde genau diese Niederlage von Gott zum Ausgangspunkt für den Sieg des Lebens gewählt. In seinem größten Mitleid drehte Gott dieses Zeichen der Niederlage um und machte daraus ein Zeichen des Sieges über den Tod und den Ausgangspunkt einer neuen Schöpfung... Gott hatte sich entschieden, sich nur in Jesus Christus zu zeigen und nicht in einem von diesen Heiligen [der römischen Kirche zu Luthers Zeit]“ (20f).

Vieles von diesen Gedanken kann man richtig verstehen. Aber wieso stellt S. einen Gegensatz zwischen dem „Muss“ des stellvertretenden Leidens Jesu („negative Theologie oder Theologie des Absurden“) und der Arbeitsweise Gottes her? Es wird deshalb zu prüfen sein, wie genau S. im Kreuz Jesu unsere Erlösung sieht.

1.5. Christus als „Leiter“ zu Gott

Das „menschliche Wesen“ Jesu ermöglicht es uns, sich Gott zu nähern (er ist die „Leiter zu Gott“). „Durch den Eindruck des Lebens und Schicksals Jesu erkennen wir, dass Gott uns liebt“ (21).

„Jesus ist also nicht deshalb wichtig, weil er ein solcher Prediger war [wirklich? Gibt es nicht das prophetische Amt Jesu?], weil er Wunder wirkte oder durch sein heiliges Leben [wirklich? Gibt es nicht den aktiven Gehorsam Jesu uns zugute als Voraussetzung für das stellvertretende Opferleiden?]. Jesus ist entscheidend für uns, weil er der Vermittler von Gottes Erlösungstätigkeit ist.“ (21)

S. referiert, dass Luther feststellte, dass die göttliche Selbstoffenbarung in Jesus „vom einzigartigen Verhältnis zwischen Gott und Christus abhing“. Um Gott ganz zu vermitteln, konnte Jesus nicht nur ein Heiliger oder ein Avatar¹⁴ sein. „Er muss vollständig und ganz Gott sein. Sonst hätte er Gott nicht vermitteln können.“ „Vermitteln“ heißt hier doch wohl: Erkenntnis von Gott „vermitteln“; sonst müsste es doch heißen: „zwischen Gott und uns vermitteln“; zu letzterem war aber nicht nur seine Gott-

heit, sondern auch seine Menschheit erforderlich; die aber führt S. zu etwas ganz anderem an: „Gleichzeitig musste Christus vollständig und ganz ein menschliches Wesen sein. Sonst hätte er uns nicht erreichen und sich nicht mit uns identifizieren können“ (21f).

Man beachte die Formulierung! Es wird nicht gesagt: Christus ist unser Erlöser, der für unsere Sünde Gott ein Lösegeld gab und damit der Vermittler wurde zwischen Gott und uns [das wird noch kurz zuvor als „negative bzw. absurde Theologie“ abgelehnt]. Es wird nur gesagt: dass Jesus uns Gottes Erlösungstätigkeit(!) vermittelt – also erkennen lässt. Nicht gesagt wird auch, dass diese Erlösung durch Jesu Opfertod geschah, weil er für unsere Sünde leiden und sterben sollte.

Damit ergibt sich noch immer die Frage: Wie stellt sich S. Gottes „Erlösungstätigkeit“ im Kern vor? Klar ist bis jetzt nur so viel: Durch die Verbindung von Gottheit und Menschheit in Jesus wird deutlich, dass Gott uns liebt. Das Absurde, dass Gott gerade durch das Scheitern Jesu uns Menschen erlöst, macht alle menschlichen Gedanken von Erlösung zunichte. Erlösung geht allein von Gott aus und ist eine Schöpfung aus Nichts.

1.7. Luthers Stellung zur Heiligen Schrift

S. schließt mit einem Passus über Luthers Stellung zur Schrift: „Nur die Schrift allein ist die letztendliche Grundlage unseres Glaubens“ (22). Eine zu starre Bindung an die Schrift lehnt S. ab und meint sich darin auf Luther berufen zu können. Er fragt: „Führt Luther durch die Betonung der Bibel als unserer einzigen Quelle unseres Wissens von der Erlösung aber nicht die Bibel als einen gedruckten Papst anstelle des Papstes in Rom?“ (22). Diese Sorge meint S. zerstreuen zu können durch folgende Hinweise:

- Für Luther gab es „zentrale biblische Schriften und zentrale biblische Passagen und periphere Schriften“ (22). „Zentral für ihn war, was Christus klar mitteilte. Alles andere, was nahezu nichts mit Christus zu tun hat, sind Randschriften wie z.B. große Teile des jüdischen Zeremonialgesetzes oder der Jakobusbrief...“ (22)

- „Glauben bedeutete für Luther nicht, bestimmte Dinge für wahr zu halten, wie die Verlautbarungen der Kirchenkonzile oder des Papstes oder jeden Buchstaben der Bibel“ (22f)

Damit ist deutlich, dass in der Bibel nur das verbindlich für uns ist, was Christus nahebringt.¹⁵ Das aber ist das Evangelium im engeren Sinn. Und selbst da sind wir nach S. wohl nicht an jeden Buchstaben gebunden.¹⁶

¹⁵ Man zitiert als Beweis dafür gern Luthers Redewendung „was Christus treibt“ an. Diese verwendet er aber nicht um Teile der Bibel als weniger verbindliches Gotteswort zu disqualifizieren, sondern um darauf aufmerksam zu machen, dass in manchen biblischen Büchern das Evangelium von Christus klarer zum Ausdruck kommt als in anderen. Wo dies der Fall ist, redet Luther von sog. „Hauptschriften“, die Christus treiben (z.B. Johannesevangelium, Römerbrief, Galaterbrief).

¹⁶ Die Besprechung des Abschnittes „Christus, unser Erlöser“, in dem S. auf Christus und sein Werk zu sprechen kommt, kann hier aus Platzgründen nicht abgedruckt werden.

¹⁴ Avatar = die körperliche Manifestation eines Gottes im Hinduismus.

2. Teil I (25-57) Voraussetzungen für den Glauben

2.1. Kap. 1: Theologie (26-38)

Um den christlichen Glauben betrachten zu können, macht S. zunächst die Voraussetzungen deutlich, von denen er im Folgenden ausgeht. Nachdem S. knapp markante Punkte der Theologiegeschichte referiert hat, erörtert er hier eine dreifache Funktion der Theologie als kritische, apologetische¹⁷ und doxologische¹⁸.

2.2. Kap. 2: Offenbarung (39-42)

Nach einer Einführung in seinen Offenbarungsbegriff, handelt S. die allgemeine Offenbarung (40-42) und die spezielle Offenbarung (43-46) ab.

Nach S. ist „Offenbarung“ streng genommen „*niemals Offenbarung von etwas, sondern Selbstmitteilung*“ (39). Das ist in dieser Absolutheit und Gegensätzlichkeit befremdlich, denn Jesus Christus, wie auch Apostel und Propheten, haben doch immer wieder auch davon gesprochen, wer Gott ist, was er getan hat und in Zukunft noch tun will. Das aber sind Sachaussagen.

Verständlich wird das allerdings, wenn man bedenkt, dass S. Offenbarung immer nur als „Selbstmitteilung“ fasst, die der Interpretation durch fehlsame Menschen bedarf. „*Deshalb berichten Offenbarungsdokumente immer von widersprüchlichen Aussagen*“ (39).

Damit wird hier bereits klar, dass Gott im Verständnis von S. die Offenbarungsinhalte nicht durchs Wort enthüllt, das er seinen Offenbarungsempfängern zuteilwerden ließ. Vielmehr erfahren diese nur existenzielle Begegnungen, die der Deutung und Beschreibung durch Menschen bedürfen. Solche Zeugnisse sind aber von vornherein dem kritischen Urteil der Vernunft unterworfen.

Die **allgemeine Offenbarung**, die jedem Menschen zugänglich ist, gibt nach S. „*keine Gewissheit von Gott, sondern höchstens das Gefühl, dass es einen Gott geben müsse*“ (40). Leider vermisst man dabei den Hinweis, dass diese Ungewissheit nicht daher rührt, dass diese Offenbarung an sich unklar wäre. Vielmehr wendet sich der sündige Mensch gegen das Wissen vom lebendigen Gott und weicht in menschliche Religion bzw. Vergötterung von Mensch und Natur aus.

Die **spezielle Offenbarung** erscheint bei S. nur als „Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus“ (43). Wie bereits erwähnt, sieht er diese Offenbarung nicht in göttlichem Offenbarungswort gegeben, sondern einzig und allein in der Person und der Botschaft Jesu. Er schreibt: „*Die Verfasser des Neuen Testaments waren überzeugt, dass sich der Gott des Alten Testaments mit Jesus von Nazareth identifizierte und umgekehrt*“ (43). Sie hätten in dieser Identifizierung Gottes mit dem Menschen Jesus Gottes Selbstoffenbarung erkannt. Dies sei Offenbarung von „unübertrefflichen Charakter“, denn „*Gott hatte sich in unübertreffbarer Weise für uns offenbart, nämlich in einem Menschen*“ (43). Wer

Jesus von Nazareth nun für S. wirklich ist – ob ein bloßer Mensch, in dem Gott sich und seine Art lediglich offenbart, oder der ewige Gottessohn selbst – zeigt sich erst später in Teil III „Christus der Erlöser“.

Angesichts der Tatsache, dass sich Gott in unübertreffbarer Weise in Jesus von Nazareth offenbart habe, erörtert S. die Frage, in welchem Verhältnis dann der christliche Glaube zu den **Religionen** dieser Welt steht. Wohl lehnt er eine generelle Nivellierung des Unterschieds zwischen christlichem Glauben und den Religionen ab. Er verneint, dass die Religionen „nur verschiedene Antworten auf das Letztgültige, auf Gott“ (44) seien. Dann aber sieht er in den Religionen doch auch rechte Gotteserkenntnis und verweist dabei zustimmend auf Karl Rahners Vorstellung von „anonymen Christen“, „*die sich in ihrem Glauben so verhalten, dass man... sagen kann, Gott ist in ihnen zum Heil gegenwärtig*“ (44). Für ihn ist Religionsgeschichte „*die Geschichte der Menschheit, die von ihrer sündlichen Trennung von Gott hinbewegt wird auf den Gott, dem sie alles verdankt*“ (46). „*Obwohl in manchen Religionen mehr die Betonung auf dem menschlichen Tun liegt, um die existenzielle Trennung von Gott zu überwinden*“, ist für S. „*das Verständnis, dass wir uns nicht selbst erlösen können, in allen Religionen irgendwie vorhanden*“ (46). Die Erörterung des Verhältnisses von Christentum und Religion mündet schließlich in den fragwürdigen Satz: „*Da sich Gott in Jesus Christus als heiliger und barmherziger Gott offenbarte, dürfen wir hoffen... dass die, die niemals Gottes Selbstoffenbarung in Jesus Christus vollständig erfahren konnten, nicht ewig von ihm getrennt sein werden*“ (46).

2.3. Kapitel 3: Die Schrift (47-57)

Die Heilige Schrift charakterisiert S. als „*für die gesamte Christenheit normativ*“ (47). Sie ist „*die Quelle, aus der der Glaube lebt und von der er gestärkt wird*“ (47). Daneben träten ggf. „*noch andere Quellen*“, so etwa „*die Tradition oder etwaige Bekenntnisschriften*“ (47). Diese müssen allerdings immer an der Heiligen Schrift gemessen werden. S. stellt klar, dass die Schrift nicht unhistorisch zu lesen ist. Es gibt darin Zentrales und Peripheres. Immer ist der Kontext einer Stelle zu beachten. „*Insgesamt gesehen bezeugen aber alle biblischen Schriften Gottes Selbstoffenbarung in der Geschichte*“ (47). Die Bibel „*konfrontiert... uns mit dem Anspruch, Gottes Wort zu sein. Sie ist nicht ein Buch wie jedes andere*“ (48).

Interessant ist, dass S. wohl die „Entstehung des Neuen Testaments“ (48) behandelt, nicht aber die des Alten Testaments. Für das Neue Testament gibt er an, dass dessen Inhalt „kein Kommentar zum Alten Testament“ ist, „*sondern dieser Inhalt ist Jesus von Nazareth als der Christus*“ – „*Ursprung und die verbindende Klammer des Neuen Testaments*“ (48). Bezeichnend dafür, wie S. die Bibel als „Gottes Wort“ (48) versteht, ist seine Charakterisierung der Schriften des Neuen Testaments. Für ihn hängt der Titel „Gottes Wort“ nicht unlösbar mit

¹⁷ Apologetisch = verteidigend.

¹⁸ Doxologisch = verherrlichend, lobpreisend.

Wahrheit und Richtigkeit aller darin gemachten Aussagen zusammen. Für ihn ist der Spielraum legitim, den die moderne neutestamentliche Wissenschaft aufweist. Denn da *„ist umstritten, wie weit das Neue Testament die Gestalt und die Botschaft Jesu bewahrte. So gibt es auf der einen Seite einen Minimalismus, der behauptet, höchstens die Umrisse der Verkündigung Jesu und sein gewaltsamer Tod seien historisch nachweisbar, während ein Literalismus¹⁹ meint, jedes von Jesus im Neuen Testament gesprochen Wort sei tatsächlich so von Jesus gesagt worden und jede von ihm aufgezeichnete Tat habe sich genau so ereignet“* (48). Entscheidend für S. ist nur, dass die gesamte neutestamentliche Wissenschaft darin übereinstimmt: *„dass Jesus und seine Verkündigung der Mittelpunkt und Ursprung des Neuen Testaments ist“* (48). Die Richtigkeit berichteter historischer Fakten dürfe nicht überbewertet werden, da es den Schreibern, nicht darum ging, eine „Biographie“ Jesu zu schreiben, sondern *„die Zuhörer von der Richtigkeit des Glaubens an Jesus als den Christus zu überzeugen“* (48).

Nach Ausführungen zur Kanonsbildung des Neuen Testaments (48f), wendet sich S. der „Entstehung der christlichen Bibel“ (49f) zu. Dabei geht er nicht davon aus, dass Gott selbst das im Alten Testament Verheißene in Jesus Christus erfüllt und in den Schriften des Neuen Testaments durch seine Apostel als erfüllt bezeugt hat, so dass Altes und Neues Testament der Sache nach gleichermaßen Gottes Wort und von vornherein aufeinander bezogen sind. S. behandelt diese Frage vielmehr nur auf der Ebene historischer Entscheidungen der ersten Kirche. Diese hätte das Alte Testament übernommen, da der Gott der Juden bzw. des Alten Testaments zugleich der Vater Jesu Christi sei. Das wieder hätte zur Folge, dass das „Schema von Verheißung und Erfüllung“ zur Anwendung kam. Darin scheint für S. nun eine gewisse Schwierigkeit zu liegen. Er schreibt: Von daher *„ist es verständlich, dass manche Hinweise auf Christus für uns heute nur schwer zu verstehen sind“* (50).

Im Anschluss daran erörtert er in einem etwas längeren Kapitel das Verhältnis *„Schrift und Tradition“* (50-56). Dabei denkt er an einen Traditionsstrom aus verschiedenen Elementen mit fließenden Übergängen. Am Anfang stünde die mündliche Tradition des Kerygmas, die er als Verkündigung über(!) Jesus versteht. Diese wurde unmittelbar auf den Herrn zurückgeführt und hatte höchste Autorität. Aber natürlich sei klar, das auch sie immer nur *„von Menschen vermittelt“* worden sei (51).

Diese anfängliche Tradition sei dann schließlich im Kanon fixiert worden. Dabei habe man gnostische Überlieferungen mit dem Hinweis auf eine „andere Tradition“ abgewiesen: mit dem Hinweis auf die „ungebrochene Traditionskette“ von Jesus und den Aposteln an. S. erläutert: *„Damit soll der Glaube nicht unveränderlich und statisch werden. Aber er darf auch nicht einseitig wachsen, sondern das Wachstum muss von allen mitgetragen werden“* (51). Wenn S. sagt, dass

der Glaube bis ins Mittelalter an der Schrift gemessen werden musste, dann meint er das offensichtlich nur in dem Sinn, dass nichts gegen die Schrift gelehrt werden durfte. Das verstehe ich so, dass für ihn Weiterentwicklungen und Veränderungen in moderatem Umfang durchaus denkbar erscheinen, solange diese nicht grundsätzlich der Schrift und dem kirchlichen Allgemeinbewusstsein widersprachen.

Im Umbruch der Reformation berief man sich dann „allein“ auf die Schrift und lehnte die Tradition ab. Demgegenüber erkannte die röm.-kath. Kirche im Konzil von Trient der ungeschriebenen Überlieferung neben der Heiligen Schrift den „gleichen Wert“ zu (51). Im Grundsatz wurde diese Erklärung sogar vom 2. Vatikanischen Konzil bekräftigt. Vor diesem Hintergrund erklären sich auch die Dogmen der päpstlichen Unfehlbarkeit bzw. der leiblichen Himmelfahrt der Maria, die nicht der Schrift entnommen sind.

Im Folgenden wendet sich S. der Schriftauslegung der reformatorischen Kirche mit ihrem „allein“ die Schrift zu. Hier verweist er darauf, *„dass die Auslegung der Schrift niemals absolut objektiv oder neutral geschehen kann“* (52). Demzufolge gebe es auch im evangelischen Raum durchaus eine Auslegungstradition. Dies bedeute einen *„unvermeidlichen Relativismus“* (52) im Verständnis der Bibel, wenn die eigene Tradition nicht immer wieder an der Schrift selbst gemessen werde. Geschieht dies nicht, so wird *„die je eigene Perspektive zum unfehlbaren Zentrum, und wer dem widerspricht, wird ausgeschlossen“* (52). Darin sieht S. die Ursache für die Kirchenspaltungen im Mittelalter und in der Reformationszeit. *„Der eigene Standpunkt wurde verabsolutiert und die gemeinsame Wahrheit des Evangeliums wurde sekundär“* (52).

Das Ergebnis der bisherigen Überlegungen fasst S. so zusammen: *„Somit schützen weder allein die Schrift noch Schrift und Tradition vor Irrtum“* (52). Damit aber argumentiert S. doch etwas kurzschlüssig. Gewiss bringt jeder Ausleger ein gewisses Vorverständnis mit, auch in konfessioneller Hinsicht. Aber das zu minimieren und die Schrift selbst sprechen zu lassen, muss doch das Ziel jedes seriösen Exegeten sein. Wollte man die Möglichkeit bestreiten, dies in hinreichendem Maße erreichen zu können, bestritte man damit zugleich die Klarheit der Schrift und damit auch die Möglichkeit, das erkennen zu können, was Gott in seinem Wort mitzuteilen hat. Hier findet sich eine gewissen Inkonsequenz bei S., der durchaus für die Klarheit der Schrift eintritt (55). Kann man der Schrift aber klare Aussagen zu Glauben und Leben entnehmen, dann darf man auch nicht jede Trennung um des Glaubens willen dem Verdacht aussetzen, die eigene Perspektive des Glaubens absolut gesetzt zu haben.

S. entwickelt nun seine Sicht auf Luthers Umgang mit der Schrift und empfiehlt diese zur Nachahmung (52-55). Luther habe an die Schrift und ihre Aussagen immer die Frage gestellt *„ob sie Christum treiben“*.²⁰ Von daher stufe er ab, rücke Christus ins Zentrum

19 Literalismus = Pochen auf Buchstäblichkeit.

20 Vgl. dazu unsere Anm. 16.

und weniger mit Christus Verbundenes an den Rand. Anderes werfe er ganz aus dem Kanon. Hier erkennt S., dass Luther nur bei den Antilegomena²¹ sachliche Kritik anwandte – und auch nur in seinen frühen Jahren. Bei den Homologumena kam ihn das nicht in den Sinn, denn hier war er ganz gewiss, dass sie Gottes eigenes Wort sind. Dem Wort Gottes unterwarf er aber das Urteil der Vernunft.

Beim Blick in die Gegenwart verweist S. nicht nur auf den zeitlichen Abstand zu Luther, sondern auch auf die Aufklärung, die es heute unmöglich mache, die Bibel anders als historisch-kritisch zu lesen. Wenn er dann aber meint, von Luther könne man auch bereits diese Herangehensweise an die Schrift lernen, wirkt das doch wohl eher als Anachronismus²². Luther hat die biblischen Texte zwar immer in ihrem historischen bzw. heilsgeschichtlichen Kontext gelesen, nie aber im modernen Sinn kritisch hinterfragt, als ob hinter den Aussagen ursprünglich etwas Anderes stehen könne als das, was sie nach dem Zusammenhang mitteilen. Luthers Exegese sollte man deshalb nicht historisch-kritisch nennen, sondern eher historisch-grammatisch.²³

Im Rückblick auf das Kapitel „Die Heilige Schrift“ fällt auf, dass ein Begriff der lutherischen Theologie in dem ganzen Zusammenhang gar nicht auftaucht, nämlich das Wort „Inspiration“. Dies aber ist elementar wichtig für das Verständnis, warum lutherische Theologie so stark am „sola scriptura“ festhält. Nur weil Gottes Geist den Aposteln und Propheten bis in den Wortlaut hinein eingegeben hat, was sie Hörern und Lesern als Botschaft weitergeben sollten, haben wir hier die zuverlässige Quelle dessen, was uns Menschen zum Heil nötig ist. (Hier folgen bei S. weitere Themen, u.a. über „Christus, den Erlöser“).

3. Abschließende Einschätzung

Leser, die von diesem Buch eine Hilfe erwarten, die Botschaft von Jesus Christus der heutigen Welt besser bezeugen zu können, einen Beitrag, der nicht nur das Empfinden und Denken unserer Zeit berücksichtigt, sondern auch die biblische Botschaft so klar verkündet, wie es der Schrift und dem lutherischen Bekenntnis entspricht, die sehen sich enttäuscht.

Wohl lässt sich der Verfasser auf Schritt und Tritt vom Denken unserer Tage bewegen. Er steht aber mit seinen Antworten nicht auf dem Grund der Schrift als dem geoffenbarten Wort Gottes. Im Neuen Testament sieht er nur das Glaubenszeugnis von Menschen, erwachsen aus dem, was ihnen an der Begegnung mit Jesus und seiner Botschaft aufgegangen ist. Das ist etwas anderes als Gottes eigenes Wort, das er durch den Heiligen Geist bis in den Wortlaut hinein den

dazu berufenen Boten eingegeben hat (2Tim 3,16; 1Thess 2,13), damit die Kirche auf diese Weise ein festes Fundament für alle Zeiten hat (Eph 2,19f).

Leider ist nicht nur das Verständnis der Schrift und der Umgang mit ihr, wie uns das in diesem Buch entgegen tritt, enttäuschend (Formalprinzip der Theologie), sondern auch das, was als Inhalt der Schrift dem Leser dargeboten wird (Materialprinzip der Theologie). Zwar ist anzuerkennen, dass Hans Schwarz – zumindest grundsätzlich – das Heil in Jesus Christus, dem ewigen Gottessohn, begründet sieht. Aber was er dann „aus lutherischer Perspektive“ entfaltet, ist ernüchternd. S. leugnet gegen Schrift und lutherisches Bekenntnis die „reale Personeneinheit“²⁴ von Gottheit und Menschheit in Jesus. Das geschieht dadurch, dass er die Mitteilung göttlicher Eigenschaften an die menschliche Natur (das sog. *genus majestaticum*) ablehnt – von Empfängnis und Geburt Jesu an. Außerdem laufen seine Ausführungen darauf hinaus, dass der ewige Gottes Sohn mit seiner Menschwerdung alles Übermenschlich-göttliche vollkommen abgelegt hat. Auf diese Weise entsteht das Bild eines kraft- und blutlosen Rabbis, der nicht mehr der starke Heiland ist, den uns das Neue Testament vor Augen stellt.

Aber das, was S. im Blick auf das Erlösungswerk Jesu aussagt, ist erschütternd. Erlösung ist für ihn einfach Neuschöpfung einer heilen Welt, die mit Jesu Auferstehung bereits anbruchhaft begonnen habe. Nun ist der auferstandene Herr gewiss der erste Mensch in Gottes kommender neuer Welt. Aber die wird nicht einfach so von Gott „aus dem Nichts“ heraus ins Dasein gerufen, wie S. den Kern von „Luthers zentraler Erkenntnis“ wiedergeben zu können meint. Gott hat den Grund für unsere Erlösung nicht einfach wie durch ein Fingerschnippen ins Dasein gerufen, sondern durch ein unfassliches Opfer, das Opfer seines eigenen Sohnes. Dieser bezahlte die Schuld der Sünderwelt, erfüllte den heiligen Willen Gottes und versöhnte den heiligen Gott mit uns Menschen. Dadurch, und nicht einfach „aus dem Nichts“ ist der Weg frei zu Gott in seine neue Welt. Der Schlüssel dazu ist der Tod Jesu. Und ausgerechnet den erklärt Hans Schwarz als in heutiger Zeit nicht zu Unrecht infrage gestellt als Opfer und Sühnetod.

Man mag den Titel des Buches durchaus als zutreffend ansehen: „Aus lutherischer Perspektive“ hat der Verfasser einen Blick auf das geworfen, was er in heutiger Zeit als christlichen Glauben verantworten zu können meint. Aber der zentralen Botschaft der Bibel und dem lutherischen Bekenntnis entspricht das nicht. Das ist bedauerlich.

Martin Hoffmann

(Die komplette Kommentierung der wichtigsten Passagen des Buches von Hans Schwarz kann hier aus Platzgründen nicht abgedruckt werden. Sie liegt der THI-Redaktion vor und kann angefordert werden. Der Verfasser ist Dozent für Systematische Theologie am Luth. Theol. Seminar in Leipzig)

²¹ Antilegomena (= Widersprochene) sind Schriften, deren Kanonzugehörigkeit in der ersten Christenheit an manchen Stellen widersprochen wurde, während die meisten Schriften des NT als „Homologumena“ (= allgemein Anerkannte) unbestritten waren.

Vgl. dazu: Gottes Wort (KELK-Bekenntnis, Teil 1), Kap. IV, S. 20f.

²² Anachronismus = etwas der jeweiligen Zeit nicht Entsprechendes.

²³ Vgl. dazu: Gottes Wort (KELK-Bekenntnis Teil 1), S. 50-52.

²⁴ Das lutherische Bekenntnis legt Wert auf die „reale“ Gemeinschaft der Naturen Christi (Konkordienformel SD VIII,14; BSLK 1021), die es dann unter „Mitteilung der Eigenschaften“ in ihrer Art genauer beschreibt (Konkordienformel SD VIII,31-52; BSLK 1026-1031).

Begegnung mit der Freimaurerei

Ein persönlicher Bericht

1. Erster Kontakt

In Kontakt mit der Freimaurerei kam ich durch einen langjährigen Freund, der sich in einem persönlichen Gespräch als Freimaurer zu erkennen gab und mich fragte, ob ich auch Mitglied werden wolle. Ich war damals promovierter Ökonom der Universität St. Gallen und hatte als Lehrer an einem Wirtschaftsgymnasium, als Sekretär bei einem Verband sowie im Bereich Öffentlichkeitsarbeit bei einem Schweizer Konzern gearbeitet. Mein Freund versorgte mich mit Informationen über die Freimaurerei und klärte mich über die Anliegen und Ideale auf. Diese sprachen mich sehr an.

2. Anliegen und Ideale der Freimaurerei

Die Freimaurerei in ihrer „regulären“ Form – es gab und gibt verschiedene verwandte und konkurrierende Systeme – wurde im Jahr 1717 in England gegründet, als sich verschiedene Logen zu einer „Großloge“ zusammenschlossen und sich eine gemeinsame „Verfassung“ gaben. Europa stand im Zeitalter des Absolutismus und litt immer noch unter dem Schock des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648). Dieser war durch konfessionelle Auseinandersetzungen ausgelöst worden und hatte weite Teile Europas verwüstet.

Freimaurer und andere Aufklärer sahen in absolutistischem Denken und Handeln die Hauptursache für all das Elend. Sie begannen nun ihrerseits gegen jede Form von Absolutismus und jeden Ausschließlichkeitsanspruch von Menschen und Gruppen zu kämpfen.

Ein erster Gegner war der absolutistische Staat. Ihm setzten sie die Ideale „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ entgegen. Ein großer Teil der Initiatoren und Träger der französischen Revolution waren Freimaurer. Dabei war nicht unbedingt die Abschaffung der Monarchie, sondern die Relativierung der Macht das Ziel. Freimaurer leisteten wichtige Beiträge zur Entwicklung der Gewaltentrennung und zur Errichtung demokratischer Rechtsstaaten.

Auch im Bereich der Religionen und Konfessionen ging und geht es nicht um deren Abschaffung, sondern um die Relativierung ihrer Ansprüche. Eine lange und wechselvolle Geschichte hatte die Auseinandersetzung der Freimaurerei mit der katholischen Kirche.

Im 20. Jahrhundert kämpften Freimaurer an vorderster Front mit gegen Kommunismus und Nationalsozialismus, gegen Absolutheitsansprüche also, von Klassen und Parteien oder Rassen und Nationen.

Ihr höchstes Ziel ist eine Menschheit, die in Freiheit, Toleranz und Frieden zusammenlebt. Die schöpferischen Kräfte der Menschen sollen sich entfalten und zum Wohl des Ganzen eingesetzt werden können.

Dieses Ideal wird in der Freimaurerei symbolisch durch einen Bau, den „salomonischen Tempel“, dar-

gestellt. Die Freimaurerei will den Bau der Menschheit vorantreiben und ihre Mitglieder für die Teilnahme an diesem großen Werk vorbereiten und schulen. Vom Anfänger („Lehrling“) an sollen die Mitglieder Mitarbeit üben. Sie sollen lernen, sich in den Bau einzufügen, gemeinschaftstüchtiger zu werden, sowie später (als „Geselle“ und „Meister“) auch planerische und leitende Funktionen zu übernehmen. Zu diesen drei Graden können noch verschiedene „Hochgrade“ hinzukommen.

Grundsätzlich sollen alle Menschen an diesem Bau teilnehmen können – unabhängig von ihrer Klasse, Nation oder Religion. Die Freimaurerei will keine Religion sein, obwohl sie selbst wesentliche Merkmale einer (Mysterien)religion trägt. Sie konzentriert sich ganz auf das Diesseits, die Gestaltung dieser Welt hier und jetzt.

Der Logenraum, auch „Arbeitsstätte“ genannt, stellt symbolisch dar, woran sich der Mensch auf dieser Welt orientiert: Die vier Himmelsrichtungen, Sonne, Mond und Sterne sowie der Mitmensch, der im „Bruder“ und besonders im „Meister vom Stuhl“ (Vorsitzender) anwesend ist. Das Handeln („Arbeiten“) soll geleitet werden durch „Drei große Lichter“: Die Heilige Schrift als Sinnbild für einen höheren Willen, das Winkelmaß als Sinnbild für Gerechtigkeit und Recht sowie der Zirkel als Symbol für umfassende Menschenliebe. Dazu kommen „Drei kleine Lichter“: Weisheit, Stärke und Schönheit, die den Bau auszeichnen sollen.

Die „regulären“ Logen erwarten von ihren Mitgliedern den Glauben an eine höhere Macht. Diese wird in der Freimaurerei als „Allmächtiger Baumeister aller Welten“ bezeichnet. Die inhaltliche Füllung dieses Begriffs ist aber jedem Freimaurer freigestellt. Glaube ist Privatsache.

3. Bedeutung und Verbreitung der Freimaurer

Vor allem im 18. und 19. Jahrhundert fand die Freimaurerei eine starke Verbreitung, zuerst in den protestantischen, dann auch in einigen katholischen Ländern. Manche Monarchen, Staatsoberhäupter und auch Geistliche traten bei. So war zum Beispiel Friedrich der Große von Preußen Mitglied. Die meisten amerikanischen Präsidenten waren und sind Freimaurer. Vor allem in der Zeit der Aufklärung und des Idealismus traten auch viele Dichter und Denker, Musiker und Künstler bei. Als klassische freimaurerische Werke gelten die „Zauberflöte“ von W. A. Mozart im Bereich der Musik sowie das Werk „Nathan der Weise“ von G. E. Lessing im Bereich der Literatur. Prominente Mitglieder, die sich zu ihrer Mitgliedschaft bekannten und bekennen, sind die Aushängeschilder der Freimaurer. Es sind in der Regel Menschen, die einen bedeutenden Beitrag zum Bau der Menschheit beigetragen haben. Diese und weitere Informationen veranlassten mich dazu, dem Bund der Freimaurer beizutreten.

4. Enttäuschung

Leider folgte schon bald nach dem Eintritt eine Ernüchterung. Dabei waren es nicht die Menschen, die mich enttäuscht hatten. Die Freimaurer selbst hatte ich als liebenswürdige und wohlmeinende Menschen kennen und schätzen gelernt. So trat ich später auch nicht etwa wegen irgendwelcher Streitigkeiten wieder aus, sondern konnte in einem „ordentlichen“ Austrittsverfahren das Ganze wieder verlassen.

Die Enttäuschung begann schon am Tag der Aufnahme. Es war ein strahlender Frühlingstag. Wir, ein Kollege und ich, wurden zuerst, jeder für sich, in eine Dunkelkammer geführt, wo wir, bei Kerzenlicht und Totenkopf, nochmals überlegen konnten, ob wir wirklich beitreten wollten. Nach Unterzeichnung einer Erklärung wurden uns die Augen verbunden und die Kleider in Unordnung gebracht. Wir waren nun symbolisch „blind“ und „nackt“. So wurden wir in den Logenraum geführt. Dort empfingen wir nach einer symbolischen Wanderung „Licht“ – die Augenbinden wurden uns abgenommen, die Kleider wieder in Ordnung gebracht. Nun konnten wir das Innere der Loge und die versammelten Freimaurer sehen. Während draußen die Sonne strahlte, sahen wir also drinnen nach einer künstlichen Verdunkelung künstliches Licht. Mir kam das Ganze unreal und seltsam vor.

Mit der Zeit verstärkten sich diese Eindrücke. Manches an den „Tempelarbeiten“ war mir auch unheimlich. Und unbegreiflicherweise begann eine alte Operationsnarbe wieder zu schmerzen. Ich war sehr irritiert und desorientiert. Einerseits war ich von der Sache überzeugt, andererseits hielt ich es irgendwie schlecht hier aus.

5. Entwirrung

In dieser Zeit der Enttäuschung und Verwirrung lernte ich einen Arzt kennen, der sich zum christlichen Glauben bekannte und dessen Vater Freimaurer war. Er kannte sich gut aus und versorgte mich mit Informationen über die Freimaurerei aus christlicher Sicht. Freimaurer sei in jeder Beziehung ungesund und mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar, erklärte er. Das konnte ich kaum glauben, und ich begann, zusammen mit meiner Frau, mich mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen. Wir begannen, die Bibel zu lesen und führten Gespräche mit verschiedenen Personen. Mit der Zeit lüftete sich der Schleier, und ich erkannte Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zwischen der Freimaurerei und dem christlichen Glauben.

Ein Hauptunterschied besteht darin – und darin waren sich alle Beteiligten, auch die Freimaurer, einig – dass in der Freimaurerei der Absolutheitsanspruch von Jesus Christus abgelehnt wird. Mit dem Bild des Baus ausgedrückt: Im Bau der Freimaurer hat der Jesus Christus der Bibel zwar auch einen prominenten, wichtigen Platz, doch er ist nicht etwa das „Funda-

ment“, auf dem alles steht, oder der „Eckstein“, auf den der ganze Bau ausgerichtet ist.

Ein anderer Unterschied ist mir sehr wichtig. Es ist die Bedeutung der Sprache, der verbalen Kommunikation. Die Freimaurerei beruht auf der Auffassung, dass die wesentlichen Aspekte des Lebens, von Gott und der Welt, nicht verbal kommunizierbar sind. Symbole vermögen allenfalls „stumme Andeutungen“ – nach einer Aussage eines Freimaurers – zu geben, aber auch auf verbindliche Symboldefinitionen wird verzichtet. Die Aussage „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, trifft meines Erachtens gut auf die Freimaurer zu. In den Logen sind Diskussionen, vor allem über Glaubensfragen, verpönt, ja tabu. Das hat zur Folge, dass Dialog, Kommunikation nicht geübt wird und jeder Freimaurer letztlich mit seinem Glauben allein ist.

Ich hingegen brauche immer wieder das klärende, offene Gespräch, eben Aussprache, Zuspruch und Kritik. Ohne solche Kommunikation kann es meines Erachtens auch keine zielgerichteten, sinnstiftenden und nachhaltigen menschlichen Gemeinschaftswerke geben.

Mit großer Freude und Erleichterung konnte ich feststellen, dass ich mit diesem Bedürfnis nach offener, echter, befreiender Kommunikation nicht allein bin, sondern dass wir sogar an einen Gott glauben können, bei dem dies von zentraler Bedeutung ist, denn „im Anfang war das Wort“. Es entstand der Wunsch, Sprecher nicht nur der Industrie, sondern dieses Gottes zu werden. Ich studierte Theologie und so bin ich nun schon seit über zwölf Jahren als Pfarrer in der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Baselland (Schweiz) tätig.

6. Bausymbolik und christlicher Glaube

Mit der Sprache der Bausymbolik, die aus der Bibel stammt, kann ich sagen: Ich habe die Baustelle gewechselt, und die Mitarbeit auf diesem neuen Bau bringt mir tiefe Freude und echte Erfüllung. Dabei war es wichtig, dass ich den vorherigen „Arbeitsvertrag“ bewusst auflöste und mich ganz unter die Leitung des neuen „Arbeitgebers“ stellte. Der neue Bau zeichnet sich unter anderem durch folgende Eigenschaften aus:

Jesus Christus ist der Eckstein, beziehungsweise das Fundament, und „ein anderes Fundament kann niemand legen“, wie es in 1Kor 3,11 heißt. Das bedeutet: Es geht nichts ohne ihn, seinen Geist und seine Heilsgüter, wie sein Wort, seine Liebe, seine Versöhnung und Vergebung. Wo er und seine Vergebung fehlen oder nicht im Zentrum sind, da besteht meines Erachtens die Gefahr, dass das Ganze gnadenlos wird.

Auf seinem Bau können nicht nur Männer, sondern auch Frauen, ja sogar Kinder, mitwirken, nicht nur „Unversehrte“, sondern auch Arme, Kranke, Behinderte. Das hängt damit zusammen, dass der Bau nach unserem Glauben letztlich nicht Menschenwerk, sondern Gottes Werk ist. Jesus selbst macht uns fähig und tüchtig zur Mitarbeit.

Der Bau Christi ist nicht etwa ein Bau, den wir erst im Himmel, im Jenseits finden. Er beginnt schon auf dieser Welt, schließt diese Welt mit ein, geht aber über diese Welt hinaus und steht unter der Verheißung, ewig zu bestehen.

Auch als Christen sollen wir uns also nicht einzig auf uns selbst konzentrieren und in irgendeine Innerlichkeit zurückziehen, sondern wir haben schon jetzt einen Auftrag für diese Welt und ihre Mitgestaltung.²⁵ Damit stehen

wir in Konkurrenz zu anderen „Bauleuten“, die sich ebenfalls für eine bessere Welt einsetzen. Diese Konkurrenz sollte nach meiner Auffassung, wie in der Wirtschaft, nicht „ruinös“, sondern in gegenseitigem Respekt, ohne Gewalt, fair und möglichst offen ausgetragen werden.

Wichtig ist mir dabei, dass wir am Absolutheitsanspruch von Jesus Christus festhalten und uns an ihm orientieren und an seinem Wort: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht!“

Dr. Martin Hohl-Wirz

²⁵ Wir verstehen das nicht im Sinne eines kirchlichen Auftrages zur politischen Umgestaltung der Welt. Als Kirche ist es unser Auftrag, das Heil in Christus zu verkündigen. Wo Menschen zum Glauben an Jesus kommen, da hat das Auswirkungen auf ihr Verhalten und dadurch verändert sich auch manches in dieser Welt. (Anm. der THI-Redaktion)

(Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors; Erstabdruck in: Das Fundament 3/2009, hg. vom Deutschen Christlichen Technikerbund)

Lutherisches Theologisches Seminar Leipzig:

Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 2012/13

	(Wo.-Std.)	Dozent:
Altes Testament:		
Exegese Genesis III (Kap. 6-9)	(2)	Drechsler
Exegese Ausgewählte Psalmen I	(2)	Herrmann
AT-Lektüre: 1Mose 12ff	(2)	Drechsler
Hebräisch-Repetitorium	(1)	Drechsler
Neues Testament:		
Exegese Römerbrief II (Kap. 1-8)	(2)	Meinhold
Exegese Kolosserbrief IV (Kap. 3+4)	(1)	Weiß
Exegese 2 Thessalonicher II	(1)	Weiß
NT-Seminar: Gleichnisse Jesu	(2)	Weiß
NT-Einleitung III: Briefe	(1)	Weiß
NT-Lektüre: Apg 13ff (Missionsreisen)	(1)	Weiß
Einführung in die Offb. Johs. I	(2)	Herrmann
Kirchengeschichte:		
KG III: Reformationsgeschichte	(3)	Herrmann
KG-Übung: Melancthons Tractatus	(2)	Herrmann
Philosophiegeschichte 19./20. Jh. I	(1)	Herrmann
KG-Repetitio	(1)	Herrmann
Systematische Theologie:		
Dogmatik IV: Schöpfung + Erhaltung	(3)	Hoffmann
Systemat. Seminar: Feminismus II	(2)	Hoffmann
Praktische Theologie:		
Homiletik-Vorlesung I	(1)	Klärner
Methoden der Katechetik	(1)	Klärner
Katechetische Übung II	(1)	Klärner
Pastoraltheologie I: Pastoraethik	(1)	Hoffmann
Liturgische Übung	(1)	Herrmann
Studium generale:		
Repetitorium Bibelkunde II	(1)	Herrmann
Latein IV	(3)	[extern]
Sport	(1)	Herrmann
Seminartag:	29.9.2012, 10.00 Uhr Gottesdienst, 11.00 Jahresversammlung des Freundeskreises; 13.00 Gastvortrag (Dr. Seth Erlandsson/Schweden) über „Israels Rolle in der Heilsgeschichte“ Gastvorlesung (engl.): 1.-3.(!) Oktober 2012, Dr. Seth Erlandsson: Ausgewählte Jesajatexte	
Vorlesungsfrei:	22.-28.10.2012 Kindersingewoche (Praktikum)	
Semesterende:	Freitag, 1.2.2013	
Sommersemester:	11. März 2013 – 28. Juni 2013	